



Beleuchtung

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Die Zeitschrift ist nur zusammen mit dem Wiesbadener General-Anzeiger im Abonnement zu beziehen. — Anzeigen aus der Stadt und dem Regierungsbezirk Wiesbaden die Petitzeile 15 Pfg., die Reklamezeile 60 Pfg.; alle anderen Anzeigen 20 Pfg., die Reklamezeile 100 Pfg., Rabatt nach aufliegendem Tarif.

Nr. 31.

Wiesbaden, 22. Dezember

1908.

Das Umpfropfen der Obstbäume.

Von † Garteninspektor H. Old-Hohenheim.

Der Schnitt der zu den Frühjahrsveredlungen notwendigen Pfropfreiser kann während der ganzen Vegetationsruhe, doch am besten in den Monaten Dezember, Januar und Februar stattfinden. Die geeignetste Zeit wäre für Kernobst anfangs Februar, für Steinobst der Dezember und Januar. Schon im November geschnittene Reiser werden manchmal stockig. Später, d. h. wenn der Saft schon in Bewegung ist und die Augen zu schwellen beginnen, schneidet man im Notfalle nur noch diejenigen Pfropfreiser, welche zum sofortigen Gebrauch bestimmt sind. Immerhin müssen aber die Reiser, wenn man sie längere Zeit aufbewahren will, unbedingt vor Eintritt wärmerer Witterung geschnitten werden. Wenn möglich schneidet man die Reiser nur an frostfreien Tagen. Schneidet man bei Frostwetter Reiser, so sind solche nicht mit unbedeckten Händen anzufassen, auch dürfen solche in keinen warmen Raum verbracht werden. Bei den Nirschen besonders tritt der Saftumlauf gewöhnlich schon früh ein, auch die Reiser der anderen Steinobstbäume sind möglichst früh zu schneiden, während mit den meisten Sorten des Kernobstes etwas länger gewartet werden darf.

Hat man das rechtzeitige Schneiden der Reiser versäumt und ist man genötigt, Reiser von Bäumen zu nehmen, die schon etwas getrieben haben, so müssen die Reiser sofort verwendet werden, weil sie sonst in kurzer Zeit eintrocknen würden und dann nicht mehr gebraucht werden könnten. Werden aber solche im Trieb stehende Reiser sofort nach dem Schneiden verwendet, so wird die Veredlung gewöhnlich noch angehen, doch selten sich so kräftig entwickeln, als bei der Ruheperiode geschnittene Reiser. Sichere Resultate erhält man nur, wenn die Edelreiser zur rechten Zeit geschnitten wurden.

Wo finden wir wohl die besten Edelreiser?

Der gute Erfolg der Veredlung wird wesentlich durch die Beschaffenheit der Edelreiser bedingt. Darum wähle man zu Edelreisern immer nur kräftige und gesunde vorjährige Triebe von reichlich tragenden Bäumen, die in allen ihren Teilen gut ausgereift sind. Solche findet man am besten an gesunden, kräftigen und gut genährten Bäumen. Soviel als möglich schneide man das einjährige Holz von Bäumen, die schon Früchte getragen haben, weil man dann sicher ist in Betreff der richtigen Sorten. Auch schneide man die Edelreiser soviel wie möglich außen an der Krone und auf die Sonnenseite, denn da bekommt man weitläufig bessere, widerstandsfähigere und ausgereifere Reiser, als auf der Nordseite und im Innern der Krone befindliche. Wie schon bemerkt, muß man die Reiser immer nur von gesunden und ja nicht etwa von kränklichen Bäumen schneiden, denn gewöhnlich vererbt sich die Krankheit mit den Reisern auf den umpfropfenden Baum fort. Auch nehme man kein zweijähriges Holz, denn solches wächst in der Regel nur schlecht und hat oft nur Fruchthaugen, so daß das angelegte Reis bald einen Wütschel Blüten treibt, dann aber gewöhnlich wieder verdorrt.

Reiser mit engstehenden Holzknospen sind weitstehenden vorzuziehen. Dieses ist z. B. bei Wasserschoffen, den sogenannten Geizen, der Fall. Die letzteren besitzen ein zu lockeres, aus großen Zellen bestehendes, wasserreiches Holz- und Rindengewebe, wodurch sie weniger aushalten, sie besitzen wenig Reservestoffe und da sie viel Wasser verdunsten, trocknen sie leicht ein. Warme und trockene Sommer liefern gesündere Reiser, als kühle und feuchte. Vom Froste im Splintholz beschädigte Zweige erkennt man daran, daß sie vom Baume weg, an die Wärme gebracht, am Schnitte braun werden, statt weiß zu bleiben.

Wo und wie kann man die Edelreiser aufbewahren?

Reiser, die zu einer Zeit geschnitten werden, in der die Bäume noch gar keine Spur von Saftbewegungen zeigen, werden am besten in brauchbarem Zustande erhalten, indem man sie an einem kühlen, schattigen und finsternen Ort in etwas feuchten Sand oder Erde 10 Zentimeter tief stellt, bezw. eingräbt. Von Zeit zu Zeit sollen die Reiser umgesteckt werden, wodurch die Kallusbildung an der Schnittfläche erschwert wird. Hat man mehrere Zweige von derselben Sorte nötig, so vereinigt man dieselben, indem man sie an ihrem oberen und unteren Ende zusammenbindet; hierbei ist es von Vorteil, nicht allzu große Bündel zu machen und die Zahl von 25 Zweigen nicht zu überschreiten, denn sonst würde die Erde oder der Sand schlecht anschießen und unausgefüllte Stellen innerhalb des Bündels lassen, was die Zweige schädigen und sie den nachteiligen Einwirkungen des Frostes und der Trockenheit aussetzen würde. Wenn die Pfropfreiser in kleiner Anzahl benutzt werden sollen, gräbt man, um späteren Verwechslungen vorzubeugen, die verschiedenen, durch Namenstafelchen genau bezeichneten Sorten, anstatt sie zusammenzubinden, in Reihen ein, wodurch es ermöglicht ist, die nötige Menge Zweige jederzeit wegzunehmen zu können. Zum Eingraben der Pfropfreiser wählt man am besten eine nördlich gelegene Rabatte an einer Mauer oder an einem Bretterzaun; in Ermangelung eines solchen Ortes gräbt man sie am Fuße von Bäumen, bei gefrorener Erde im Keller oder Sous Terrain ein. Um das Austrocknen von Augen und Spitzen zu verhindern, schlägt man die Reiser etwas schräg, nicht senkrecht ein. Alle im Freien eingeschlagenen Veredlungszweige bedeckt man mit Tannenreisern oder irgend einem anderen trockenen und leichten Material. Je länger man die Edelreiser aufzubewahren beabsichtigt, um so kühler, schattiger und dunkler muß der Platz sein, an welchem man dieselben eingeschlagen aufbewahrt. Die in geschlossenen Räumen eingegrabenen Reiser brauchen selbstverständlich nicht gedeckt zu werden, sie sind aber auch empfindlicher; ist der Einschlagraum ziemlich warm und feucht, so treiben die Augen aus und werden unbrauchbar, darum ist das Einschlagen im Freien an der Nordseite einer Mauer vorzuziehen. Man schneidet auch manchmal Reiser im Januar und anfangs Februar, bindet sie in Bündel von 10–20 Stück und läßt sie 3 bis 4 Tage an der Luft im Freien liegen, wodurch die Schnittflächen völlig abtrocknen. Infolge der trockenen

Schnittflächen sind sie nicht imstande, die Feuchtigkeit aus dem Boden zu nehmen, oder an der Schnittfläche Kallus zu bilden, wodurch ein Teil der aufgespeicherten Nährstoffe dem Wachstumsprozesse verloren ginge. Werden die Reiser bei Eintritt wärmerer Bitterung nicht gleich verbraucht, so müssen sie hier und da überprüft werden. Auf diese Weise behandelt, kann man Edelreiser bis Ende Juni aufbewahren, ohne daß dieselben austreiben. Sollten Reiser während der langen Aufbewahrung etwa stark eingetrodnet sein, so schneide man sie einige Tage vor dem Gebrauch an der Schnittfläche wieder frisch an und stelle sie ein wenig in frisches Wasser oder besser noch auf stark feuchten Sand, worauf sie wieder frisch und verwendbar werden. Um sich zu überzeugen, ob die Reiser zur Veredlung noch gut sind und Holz und Augen nicht durch Frost gelitten haben, schneide man an einigen Reisern die Augen probeweise durch. Erscheint nun der Holzschnitt dem Rande nach gelblich-grün und im Innern ganz grün, so sind diese Reiser verwendbar, erscheint aber die Rinde eingetrodnet und der ganze Schnitt rot oder schwärzlich, so sind die Zweige verdorben und können nicht mehr gebraucht werden.

Bei dem Versande von Edelreisern steckt man die Zweige entweder in eine Frucht, wie Kefel, oder in eine Kartoffel und vergleicht, eventuell auch in einen Ballen Lehm, oder man packt sie in feuchtes Moos, sie mit Stroh- oder Binsenumhüllung versehen. Bei überseeischem Transporte lege man auf kurze Zweige schon zugerichtete, d. h. zur Versandgröße zugeschnittene Zweige in eine schwache Gelatinelösung, es bildet sich nach dem Herausnehmen ein trockenes Häutchen, das luftdicht ist und die Wasserverdunstung verhindert. Die Zweige umgibt man mit Watte und steckt sie in eine Holzbüchse, die mit Korken verschlossen wird. Bei der Versendung von Okulierreisern sind sofort bei dem Schnitte die Blätter zu entfernen, doch die Blattstiele am Triebe zu belassen. Die Zweige steckt man, sobald sie mehrere Tage zu transportieren sind, in eine Flasche, die mit einer schwachen Kampferlösung ausgespült worden war, verschließt die Flasche luftdicht und umgibt sie mit einer Strohülle oder packt sie zwischen Holz-, Papiervolle, Spreue und dergleichen in eine passende Kiste. Die Flasche ist von dem Empfänger zu zerbrechen.

Wiesendüngung.

Vergleicht man den Ertrag von einem Morgen Weizen, 8 Zentner Korn, und 18 Zentner Stroh mit dem Ertrage einer gleichen Fläche mittelter Wiesen, 20 Zentner Heu und 10 Zentner Grummet, so enthält die Wiesenernte fünfmal mehr Kalk, dreimal mehr Kali, zweimal mehr Stickstoff und etwas mehr Phosphorsäure als die Weizenernte. Mit jedem Schnitte findet also eine ganz außerordentliche Nährstoffentziehung statt, und der Landwirt muß die entzogenen Stoffe durch eine reichliche Düngung dem Wiesenboden wieder zuführen, wenn er auf dauernd gute Erträge rechnen will.

Am besten eignen sich zur Wiesendüngung sogenannte Mischdünger, welche alle wichtigen Nährstoffe enthalten und durch diese günstige Zusammensetzung eine vorzügliche Gesamtwirkung gewährleisten. Der am meisten gebrauchte Mischdünger, der Stallmist, kann für Wiesen nicht in Betracht kommen, da er nur dann eine volle Wirkung hervorzubringen vermag, wenn er in eine möglichst innige Verbindung mit dem Boden gebracht, also untergepflügt werden, was bei einer Wiese von vornherein ausgeschlossen ist. Auch die Jauche, deren Trennung vom Stallmist überhaupt wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen ist, wird am besten dem Ackerboden zugeführt und sollte nur insoweit zur Düngung der Wiesen benutzt werden, als sie zur rationellen Behandlung der Komposthaufen notwendig ist.

Der in letzteren hergestellte Kompostdünger ist unstreitig der beste Wiesendünger, vorausgesetzt, daß er auch wirklich ein zusammengesetzter Dünger ist, d. h. daß er alle notwendigen Nährstoffe, ganz besonders Kalk in hinreichender Menge enthält. Die geeignetste Zeit für die Aufbringung des Kompostdüngers ist der Herbst, da die in dem als Koppdünger gegebenen Komposte enthaltenen Nährstoffe nur durch Feuchtigkeit gelöst, in den Wiesenboden eingeschlüpft und so den Pflanzenwurzeln zugänglich gemacht werden können. Die durch die Niederschläge des Herbstes noch nicht gelösten Stoffe werden durch die Winterfeuchtigkeit und durch die Einwirkung von Frost und Tauwetter nach und nach in eine lösliche Form verwandelt, so daß im Frühjahr eine Gesamtwirkung des Kompostdüngers erzielt werden kann. Eine

Kompostdüngung der Wiesen im Frühjahr hat nur einen geringen Wert, da die oben erwähnten Witterungseinflüsse nicht mehr in ausreichendem Maße wirken können. Der Koppdünger wird entweder mit der Düngerstreumaschine aufgebracht, oder in kleinen Haufen über die ganze Fläche verteilt und dann mit der Schaufel auseinander geworfen. So behandelte Wiesen werden zweckmäßig mit einer Dornscheife überfahren, um den Boden noch geeigneter zur Aufnahme der löslichen Nährstoffe zu machen. Als Düngermenge kann man auf den Morgen 400–500 Zentner rechnen.

Bei größerem Wiesenbesitz kann selbstverständlich von einer jährlichen Kompostdüngung der ganzen Fläche nicht die Rede sein und es empfiehlt sich daher, in vier Abteilungen zu düngen, und zwar in der Weise, daß jede Abteilung in jedem vierten Jahre an die Reihe kommt, während die übrigen Abteilungen mit konzentrierten Düngermitteln behandelt werden.

Unter den letzteren Stoffen verdienen Kali und Phosphorsäure besondere Beachtung. Eine Kaliphosphatdüngung der Wiesen, welcher mit vollem Recht von allen Seiten ein Loblied gesungen wird, kann aber niemals den gewünschten Erfolg haben, wenn der Boden kalkarm ist. Der Kalk ist im Boden Regulator, welche alle Extremen Verhältnisse ausgleicht und alle nützlichen Faktoren des Bodens und des Düngers für die Vegetation mobil macht und zur Entfaltung bringt. Der Kalkgehalt des Bodens darf nach Märker nicht unter 0,25 Prozent sinken, wenn eine Düngung mit künstlichen Düngemitteln Erfolg haben soll.

Auf kalkarmen Wiesen treten leicht schädliche Säuren auf, durch welche das Wachstum der guten Pflanzen, besonders der nicht zu entbehrenden Klee- und Widenarten stark beeinträchtigt, die Entwicklung der sauren Gräser dagegen begünstigt wird. Diese Säuren werden durch Oxydation in eine Form überführt, welche sie zu wichtigen Bestandteilen des Wiesenbodens macht. Bei der Düngung der Wiesen spielt die Art des verwendeten Kalkes eine große Rolle. Gebrannter Kalk eignet sich nicht zur Düngung, da er nicht untergebracht werden kann und sich beim Liegen von der Luft bald wieder in kohlensauren Kalk verwandelt. Es ist daher ratsam, sofort kohlensauren Kalk in der Form von gemahlenem Kalkmergel zu geben. Auch der Scheidekalk aus den Zuckerrüben ist ein vorzügliches Mittel zur Verbesserung der Wiesen, da er neben Kalk noch durchschnittlich 1,45 Prozent Phosphorsäure, 0,14 Prozent Stickstoff und 5,76 Prozent organische Substanzen enthält. Die Menge des zu verwendenden Kalkes ist je nach dem Zustande der Wiesen verschieden und beträgt im Durchschnitt pro Morgen ungefähr 15 Zentner, steigt aber auf kalten bindigen Böden bis auf 50 Zentner. Hat man das Kalkbedürfnis des Bodens in geeigneter Weise befriedigt, so kann man mit Erfolg eine Düngung mit Kali und Phosphorsäure vornehmen. Sie bringt auf den Wiesen eine äußerst günstige Wirkung hervor, indem nicht nur die Menge der Ernte gesteigert, sondern auch deren Qualität verbessert wird. Wichtige Futterpflanzen, besonders die Klee- und Widenarten, nehmen im Verhältnis zu den übrigen Pflanzen und Gräsern zu und erhöhen den Futterwert des Gemenges. Als Kalidünger kommen für die Wiesen besonders Kainit und Kanalit in Betracht; von ersterem dürften 4 bis 5 Zentner, von letzterem 5 bis 6 Zentner genügen, um den durch eine Ernte verursachten Kaliverlust zu decken. Die Thomasschlacke ist der gegebene Phosphordünger für nasse, saure, moorige, also humusreiche Wiesen. Je mehr Humus der Boden enthält, aus dessen Zersetzung Humusäuren und Kohlenäuren hervorgehen, desto größerer Erfolg wird eine Düngung mit Thomasmehl bringen. Die Humusäuren führen den dreibasischen phosphorsauren Kalk des Thomasmehls in löslichere Formen über, welche bei Anwesenheit von Kalk nicht in den Untergrund gespült werden, sondern absorbiert bleiben; der Ueber-schuss an Kalk kommt den Wiesen außerdem noch zuflatten.

Für gute entwässerte Flußwiesen, Wiesen mit humosem Sand, Sand mit verwittertem Gneis, Letten, leichten Sand, sandreichen Lehm und schwerem Lehm, überhaupt für alle trockeneren Wiesen eignet sich Superphosphat besser als Thomasmehl. Bei sonst hinreichend vorhandenen Nährstoffen rechnet man auf den Morgen eine Gabe von einem halben Zentner Superphosphat.

Die geeignetste Zeit für die Ausführung der Kaliphosphatdüngung ist der Herbst, besonders der Monat November. Die Gräser und Kleearten sind dann in der Lage, sich gut zu bestäuben und hinreichende Reservestoffe in den Wurzelscheiden abzulagern. Da die Pflanzen gekräftigt durch den Winter kommen, im Frühjahr ihre Wurzeln vielfach verästeln und sich üppig entwickeln, kommt die ganze Düngung dem ersten Schnitte, also dem Hauptertrage der Wiesen zu gute, während eine Frühjahrsdüngung für diesen Schnitt zu spät kommt und den Grummetertrag steigert. Ist man durch irgendwelche Umstände gezwungen, erst im Frühjahr zu düngen, so nimmt man stets Superphosphat, welches dann immerhin noch einen größeren Erfolg verspricht als das Thomasmehl.

B. W.

Die Ueberwinterung des Lorbeerbaumes.

Die Gattung *Laurus* umfaßt nur eine kleine Zahl immergrüner, sowie laubbwerfender Arten von teils baumartigen, teils strauchigem Wuchse. Der in Rede stehende Lorbeerbaum ist in den Mittelmeerländern zu Hause und hat sich bei uns

zum fast allgemeinen Viebling emporgeschwungen. So einfach seine Kultur ist und so wenig Ansprüche er während des Winters macht, ist bei dessen Bucht doch manches zu berücksichtigen.

In erster Linie das Winterquartier, denn davon hängt das Gedeihen des Baumes ab. Ein trockener heller Keller ist für ihn am geeignetsten, weil er da nicht zu früh antreibt, was sehr wesentlich ist. Wird der Baum in einem wärmeren Lokal überwintert, so treibt er bald aus; ein solcher Trieb ist aber in der Regel schwach und aufgeschossen und muß meist wieder abgeschnitten werden, wenn der Baum ins Freie kommt. Ein in einem guten Keller überwinteter Baum hingegen wird, wenn er ins Freie kommt, einen kräftigen und gedungenen Wuchs zeigen. Ein dunkler und feuchter Keller ist zur Ueberwinterung deshalb schlecht geeignet, weil sich da auf den Blättern und Triebspitzen Schimmel ansetzt. Man gibt dem Baum von Zeit zu Zeit so viel Wasser, als er bedarf, um seine Blätter frisch zu erhalten, und es ist darauf zu sehen, daß der Ueberwinterungsraum jedesmal gelüftet wird, wenn das Thermometer im Freien ein paar Grad über Null zeigt. Bei starker Kälte muß das Lokal gut verwahrt werden; man hilft sich am besten dadurch, daß man sämtliche Oeffnungen gut mit Stroh oder Strohpöden, Moos, Tüchern usw. verstopft und das Material wieder entfernt, wenn mildere Witterung eintritt. Wenn der Baum anfangs April ins Freie gebracht wird, muß er zuerst auf einem vor Nachfrösten geschützten Platz gestellt werden, damit er sich allmählich an die Luft gewöhnt. 2—3 Grad Kälte schaden übrigens dem Baum nicht, wenn er noch keine jungen Triebe gemacht hat. Bedarf der Baum des Verzehens, so muß es um diese Zeit geschehen; auch der Schnitt ist vorzunehmen, und es sind die Triebe auf drei bis vier Augen zurückzuschneiden; dabei ist darauf zu sehen, daß derselbe seine gefällige Form behält. Der Laie verjüngt in der Regel den Schnitt und daher kommt es, daß seine Bäume struppig aussehen und in einigen Jahren formlos werden. Der Schnitt ist unerlässlich, und es sind auch während des Sommers alle jene Triebe, welche über die Mündung der Krone hinauswachsen, einzukneipen. Der Lorbeerbaum braucht während der Wachstumsperiode viel Wasser; man darf ihn nie zu durstig werden lassen, sondern muß den Kübel oder Topf täglich untersuchen, ob der Wurzelballen im Sommer Wasser braucht oder nicht. Wenn ein sonst gesunder Baum schlecht treibt, so fehlt ihm meist an Nahrung, und in diesem Falle leisten Düngstoffe sehr gute Dienste. Ein entsprechendes Quantum reiner (streufreier) Kuddünger in den gleichen Volumen Wasser aufgelöst, leisten in diesem Falle sehr gute Dienste. Wenn diese Mischung, die öfters umgerührt werden muß, etwas vergoren hat, gibt man dem erschöpften Baum alle vierzehn Tage eine Gießkanne voll und gießt dann jedesmal mit reinem Wasser nach. Gegen die Schildläuse hilft Bespritzung mit leichtem Salzwasser. Sicherer ist aber, die Blätter durch Waschen von diesen Schädlingen zu befreien. Auf die Schildläuse ist sehr zu achten; es ist zu verhindern, daß sie überhandnehmen und den ganzen Baum überziehen.

Haben die Schildläuse derart überhandgenommen, dann bleibt nichts weiter übrig, als den Baum zurückzuschneiden, von den Läusen zu reinigen, mit Kalkmilch zu bestreichen und ihn bis er austreibt, auf einen möglichst schattigen Platz zu stellen. Bei der Entfernung der Läuse hat man zu sorgen, daß die Rinde nicht verlegt wird. An den Spitzen der jungen Triebe setzen sich auch gern Blattläuse an, die man durch darauf gesprühtes Tabakwasser (Tabakabsud verdünnt) vertilgen kann. Schließlich ist noch zu raten, den Baum bei heißem Wetter täglich abends tüchtig zu besprühen; dies ist das beste Mittel gegen das Auftreten der Läuse. Eine faserige, lehmige Rasenerde, zur Hälfte mit gut verrottetem Kuddünger vermischt, sagt dem Baum am besten zu. Die Vermehrung kann im Frühjahr leicht durch Stecklinge und Wurzelstöcke geschehen.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß man den Lorbeerbaum auch in anderen frostfreien Lokalen, wie beispielsweise Treppen-

häuser und sonstigen im Notfall heizbaren Lokalen, während des Winters unterbringen kann, nur müssen in diesem Falle die Kübel wegen Abfluß des Gießwassers Unterfäße erhalten.

M. Lobl.

Die Schädlinge im Obstgarten.

Die Arbeit im Freien ist mit den letzten Obsternten im Obstgarten in der Hauptsache erledigt und nun kommt, wie gewöhnlich angenommen wird, auch für den Gärtner die Ruhezeit. Es ist aber der Winter eine wichtige Zeit zur Bekämpfung der Schädlinge. In erster Linie sollte man die zum Ueberwintern fertigen Entwicklungs- sowie Dauerformen und Puppen vernichten, so diese den Hauptschaden anrichten.

Da finden sich im Obstgarten auf Bäumen und Sträuchern unzählige Mengen der sogen. Kleinpilze, welche ihnen die Nährstoffe entziehen, Flederkrankheiten hervorrufen oder die Ursache des Absterbens der Blätter sind. Die Dauerformen dieser Kleinpilze sind gegen Frost vollständig unempfindlich und bleiben selbst dann noch an den Blättern haften, wenn diese längst von den Bäumen gefallen sind. Da das abgefallene Laub jedoch meist im Garten liegen bleibt, wo der Wind es hingetragen, oder auf Komposthaufen geworfen wird, so leben diese Dauerformen weiter. Bilden wieder neue Sommerformen und der Wind trägt sie im Frühjahr wieder auf die jungen Blätter. Vollständig vernichtet werden sie nur dann, wenn man im Spätherbst sämtliches Laub durch Feuer vernichtet. Auf diese Weise werden zugleich alle Insekten und Puppen, die sich in dem Laub verkröten haben, vernichtet.

An den Zweigen der Bäume findet man nicht selten noch einzelne, trocken gewordene und aufgerollte Blätter. In diesen Blättern hausen Raupen von gefährlichen Schädlingen — Goldaster, Baumweißlinge usw. — Die im Sommer aus den Eiern schlüpfenden Raupchen begeben sich auf die Oberseite eines Blattes, spinnen hier, die Ränder des Blattes zusammenziehend, eine feine Gespinnstidee, unter welcher sie leben und das Blatt oberflächlich benagen. Die Gespinnstidee wird immer stärker, das Blatt wird dadurch zusammengerollt und bildet nach einigen Tagen eine geschlossene Rolle, die nun am Blattgrunde offen ist; durch diese Oeffnung kriechen die Raupen nächtlicherweile auf die benachbarten Blätter, welche ebenfalls überspinnen und befraßen werden. Wo die Blätter einander nahe stehen, wie bei Kurztrieben, werden mehrere zu einem gemeinschaftlichen Nest zusammengeknüpft, das so viele getrennte Hohlräume besitzt, als der Blattanzahl, aus der es entstanden ist, entspricht. Die Raupchen sind unterdessen immer größer geworden und überwintern in dem erweiterten, umspinnenen Nester. Im Frühjahr begeben sich die Raupen dann gemeinschaftlich auf die nächsten Zweigen, deren Knospen, der großen Anzahl der Raupchen wegen, meist völlig zerstört werden. Auch später, beim Austriebe, fressen sie noch gemeinschaftlich und entblättern dadurch ganze Zweige oder Zweigpartien. Die Fraßstellen sind dabei ebenfalls mit Gespinnstfäden überzogen, die anfangs ins Ueberwinterungsnetz zurückkehrenden Raupen spinnen sich dann in kleineren Gesellschaften neue Nester, um sich schließlich zu zerstreuen und zu verpuppen.

Man bekämpft die Schädlinge am besten im Spätherbst oder Winter durch Absuchen bzw. Verbrennen der Nester.

Da gegenwärtig das Karbolineum als Heilmittel empfohlen wird, sei noch erwähnt, daß nach Versuchen mit verschiedenen Karbolineumsorten beim Besprühen und auch beim Eintauden der Nester die Raupen erst durch 30prozentige Lösungen getötet wurden und schwächere Lösungen (20 und 10 Prozent) sowie an manchen Sorten auch 30 Prozent gar keine schädigenden Wirkungen weder auf die Nester des Baumweißlings noch des Goldasters, am wenigsten auf die Eier des Ringelspinneres zeigten. — Das sicherste Mittel ist jedenfalls die Raupenfackel.

Acker- und Pflanzenbau.

— Vom Kalkstickstoff. So sehr erwünscht ein Stickstoffdünger — billiger als Chilesalpeter — für die Landwirtschaft wäre, so sehr müssen wir davor warnen, vorzeitig den Kalkstickstoff in größerem Umfange anzuwenden, besonders, da er zurzeit noch zu teuer ist. Die wissenschaftlichen und praktischen Versuche mit Kalkstickstoff oder Stickstoffkalk sind vorläufig noch nicht soweit gediehen, um ein abschließendes Urteil über die Düngemittel zu gestatten. Die Anwendung derselben kann daher derzeit nur zu Versuchszwecken angeraten werden, welche dann die wirtschaftliche Rechtfertigung am besten ergeben. Nach den bisher über das fragliche Düngemittel gesammelten Erfahrungen ist bei Anwendung desselben folgendes zu beachten: Kalkstickstoff darf nicht als Koppdünger verwendet werden, da bei längerem Liegenbleiben auf der Oberfläche die in ihm enthaltenen Amidstoffe eine schädliche Fäulnis erfahren. Am besten ist es, ihn 10—14 Tage vor der Aussaat unterzubringen. Er eignet sich am besten für Lehm-, weniger für Sandböden. Die anzuwendende Menge berechnet

Nach aus dem Prozeßgehalt an Stickstoff, steine aber sorgfältig durchgeführte Versuche sind natürlich immer zu empfehlen. Interessant sind die Versuche, die H. Ritter-Damerow bei Rostock mit Kalkstickstoff zur Unterdrückung des Hederichs im Sommergetreide gemacht hat. Er schreibt darüber in den „Mitt. d. D. L.-G.“ u. a.: Ich sage mit Absicht „Unterdrückung“ und nicht „Vertilgung“, weil nur die jüngsten Hederichpflanzen eingehen, während die älteren nur im Wachstum so lang aufgehalten werden, daß das Getreide die Oberhand bekommt. Ähnlich ist es ja auch bei der Anwendung von Eisenvitriol. Auch in diesem Jahre war die Schädigung des Hederichs eine bedeutende, auch der Hafer litt anfänglich, erholte sich jedoch bald wieder. Der Augenschein zeigte, daß der Hafer, welcher eine Kopfdüngung von 35 Pfund Kalkstickstoff — aus Welterregeln bezogen — bekommen hatte, nicht nur weniger Hederichpflanzen, sondern auch viel üppigeres Aussehen aufwies. — Die Schwierigkeit des Austreuens des Kalkstickstoffs habe ich sehr leicht dadurch überwunden, daß ich so viel Sand beimgabte, als nötig ist, um ihn mit einer Düngerspreumaschine säen zu können.

Maschinen und Geräte.

— Wiesenhobel „Mars“. D. R. P. und D. N. G. M. Ein Wiesenhobel ist ein Instrument, das sehr viele Leute kaum dem Namen nach kennen und das doch für die meisten Wiesen so sehr angebracht wäre. Eine wirklich ebene Wiese wird wohl nur selten gefunden werden und wie unangenehm all die Unebenheiten auf dem Wiesenboden sind, wird wohl jeder empfunden haben, der selbst die Sense oder die Mähmaschine in der Feuertete geführt hat. Wie oft haut man mit der Sense in irgend einen Maulwurfsbau oder eine Wülste. Dann zieht man dieselbe mühsam heraus, aber die Schärfe der Schneide ist arg mitgenommen, der „Schnitt ist weg“. Auch bei der Mähmaschine hat man sehr häufig auf diese Weise Störungen; wenn man auch noch so sehr

aufpaßt und womöglich mit dem Fuß- oder Handhebel jeden Augenblick den Schneidebalken hebt, passiert es doch immer wieder, daß die Maschine, wenn's gut geht, ein Stück Wiesenrasen mit wegschneidet oder daß sie einfach stoppt. Natürlich kommen bei diesen Störungen auch recht häufig Brüche und dergleichen vor. — In einer sorgsam geleiteten Wirtschaft wird man sich selbstverständlich Mühe geben, den Anlaß zu solchen Störungen, also die Unebenheiten, möglichst zu beseitigen; jedoch ist dies in wirklich wirksamer Weise bisher nur mit der Hand möglich gewesen; denn die Wiesenegge allein ist nicht imstande, das Planum so herzustellen, wie es erforderlich ist, obwohl das Eggen auch aus diesem Grunde dringend zu empfehlen ist. Die Handarbeit aber wird selbstverständlich teurer und ist, wenn irgend angängig, zu vermeiden. Der Wiesenhobel „Mars“ ist aus Stahl und Schmiedeeisen hergestellt und somit fast unverschlisslich. Zwei verschiedene schräg angeordnete Messer schneiden alle Unebenheiten des zu bearbeitenden Bodens weg. Das vordere Messer ist circa 3 Zentimeter höher angebracht, als das hintere Messer und schneidet daher vorerst nur einen Teil der Unebenheiten ab, während das hintere Messer so angebracht ist, daß es absolut alle von dem vorderen Messer stehengebliebenen Unebenheiten weghobeln muß. Eine anhängende bewegliche Schleifvorrichtung, welche sich dem Boden anpaßt, verarbeitet die abgehobelten Erdräusen vollständig, so daß am Schlusse jegliche Erhöhung verschwunden und der Wiesenboden ganz gleich ist. — Das Gerät ist auch mit einem Rutschersitz versehen, der nach Belieben benutzt werden kann, und durch dessen Benutzung man die Wirkung des Gerätes bedeutend steigern kann. — Außer den schon angegebenen Vorteilen: Das Ebenen des Wiesenbodens zur besseren Anwendung der Schneidegeräte in der Ernte, soll die Benutzung des Wiesenhobels aber auch auf die Ertragsfähigkeit der Wiesen äußerst günstig einwirken. Man kann sich das auch recht gut denken, denn der Hobel arbeitet eben viel intensiver als die Egge, und es wird durch denselben viel mehr Erdboden auf der Wiesenmarke verteilt, wodurch das Wachstum der Gräser lebhaft angeregt wird.

Absatzgebiete auf dem Lande erschließt erfolgreich unser Anzeigenteil.

Eine Probe

überzeugt Sie besser als jede andere Reklame, daß die Kartoffelneuzüchtung 15202

„Deutsche Malta“

eine Goldgrube für Landwirte und Gärtner, früheste Kartoffel für's freie Land oder auch zum Treiben. „Deutsche Malta“ ist die Frühkartoffel der Zukunft, = 10 Pfund franko 5 Mark. Größeres Quantum Preisermäßig.

Knisel, Pflanzenkulturen, Stahnsdorf 307 bei Berlin.

Kleines Restaurant m. großem Obst- u. Gemüsegarten, direkt v. Hauswirt zu verm. Miete monatl. 50 M. Monatl. 12—13 hl Bier, viele and. Getränke. Passend für jedermann. Zur Uebernahme sind 1000 M. erforderlich. Rückporto erbeten. Näheres erteilt Jos. Thesing, Halle a. S., Kleiner Sandberg 181. 14702

Geflügelzüchter!
Bitte, lesen Sie mein Buch: „Wie erziele ich von 100 Hühnern 1200 Mk. Reinertrag“. Preis 2 Mk. Zu beziehen v. **S. Banning, Kiel, Kopperpahl 96. B 46**

Schöne ital. Zucht- u. Legehühner liefert seit 30 Jahren gut u. billig. Geflügelhof Becker Nr. 11, Weidenau-Sieg. Preisliste mit Abbild. kostenlos. H 47

Eine junge, hübsche Frau

kann ihren Körper, ihre ganze Gesundheit schon im ersten Jahre der Ehe vollständig ruinieren, wenn sie sich ihrer Mission in der Ehe nicht bewußt ist. Sowohl die junge Frau als auch der junge Ehegatte, sollen deshalb das Werk der Frau **Dr. Fischer-Dückelmann „Das Geschlechtsleben des Weibes“** lesen. Dieses vorzügliche Buch (das mit vielen Illustrationen und einem zerlegbaren Modell des Frauenkörpers in der Entwicklungsperiode versehen ist) wurde von der medizinischen Wissenschaft rückhaltlos anerkannt und erschien bereits in 13. Auflage, und mehr als 100.000 Frauen haben es mit Genugtuung gelesen. Für das Wohlbefinden und die Gesunderhaltung beider Ehegatten hat das Buch einen unschätzbaren Wert. Schreiben Sie an die unterzeichnete medizinische Buchhandlung; die Zusendung erfolgt sofort. Preis des Buches Mk. 3.00 ungebunden, Mk. 4.00 elegant gebunden. 14246

BERLIN SW. 61, GutsMuthsstr. 13.

Vogler & Co.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Friedrich Welsch, Wiesbaden. Druck und Verlag Wiesbadener General-Anzeiger Konrad Heydolt, Wiesbaden.



Mit der Zeit fortschreiten heißt es, wenn man zur Mast

M. Brockmanns Marke B mit dem Zwerger verwendet. Durch ihre rationelle Zusammensetzung regt sie Appetit und Frischluft ungemein an. Das Resultat ist schnelle Gewichtszunahme, frühe Schlachtreife. Wer nicht in veralteten Vorurteilen stecken bleiben will, sondern mit der Zeit mitgehen und

schneller als bisher mästen will, darf dieses Angebot nicht unbeachtet lassen. Man darf jedoch nicht glauben mit minderwertigen Nachahmungen dieselben Resultate zu erzielen.

50 Kilo 20 M., 25 Kilo 11 M., 12½ Kilo 6.50 M franko jeder Bahnstation; 5 Kilo-Postpaket 3.50 M franko. Post-Nachnahme 20 Pfg. extra.

M. Brockmann, Chemische Fabrik m. b. H., Leipzig-Eulitzstr. 83a.



M. Brockmanns Marke B mit dem Zwerger in Original-Verpackungen à 1 Pfd. zu 40 Pfg. u. 5 Pfd. zu 1.80 M sind zu haben in solchen Geschäften, die durch nebenstehendes Plakat kenntlich sind. Man lasse sich keine Fälschung oder Nachahmung als „ebenjogut“ aufreden. F 79

Bettmatten.

Sofortige Befreiung! Glänzende Anerkennung, ärztl. empf. — Alter, Geschlecht angeben. Broschüre umsonst: 15200 Intitut „Aesculap“, Stadthaus 675. (Bay.)

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 300.

Dienstag, den 22. Dezember 1908.

23. Jahrgang.

Hohe Ziele.

Roman von Konrad Remling.

(Fortsetzung.)

„Ah — Sie bringen mir eine Nachricht . . . vermutlich eine unerfreuliche . . .? Dem Fürsten ist ein Unglück zugefallen? Bitte, sprechen Sie. Ich bin in großer Sorge um ihn. Ist er verletzt, oder gar . . .?“

„Nichts von alledem, Durchlaucht —“ Rotshagin beruhigte sie durch ein harmloses Lächeln — „Prinz Alexander befindet sich durchaus wohl und wird in wenigen Stunden wieder bei Ihnen sein.“

„Aber dann verstehe ich nicht, weshalb er die Nacht über ausblieb und weshalb er nicht wenigstens jetzt mit Ihnen gekommen ist? Hält man ihn gar wider seinen Willen irgendwo zurück?“

„Auch das nicht, gnädige Frau —“ er machte eine kurze Pause und sah ihr dabei forschend ins Gesicht — „Durchlaucht denken vermutlich an einen ähnlichen — Zwischenfall, wie er seinerzeit dem Fürsten in Berlin begegnete?“

„In Berlin? . . . Ah so — Sie sprechen von jener lächerlichen Verhaftung . . .“ dann stupte Ada plötzlich — „aber woher wissen Sie davon?“

Rotshagin zögerte einen Augenblick und sagte alsdann mit einem sonderbaren Lächeln:

„Es gehört zu meinen — Pflichten, gnädige Frau, zu jeder Zeit über das Leben und Treiben des Prinzen orientiert zu sein. Nun hatte ich ihn leider seit kurzem aus den Augen verloren und traf ihn erst gestern auf dem Boulevard des Italiens wieder.“

„Ganz recht. Er ging dorthin, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, wie er mir sagte.“ — Ada wurde mit jedem Augenblicke unruhiger — „also — überwachen Sie ihn?“

„Wenn Sie es so nennen wollen — ja.“

Nun trat Ada mit einem scheuen Blick zurück und sagte:

„Sie sind — Geheimpolizist?“

„Nein, gnädige Frau —“ wieder lächelte Rotshagin; und dann wurde er plötzlich ernst — „erlauben Sie zunächst, daß ich mich setze.“ Er wartete, bis Ada selbst Platz genommen hatte, und ließ sich dann gleichfalls nieder. — „Ich kam heute zu Ihnen, zwar nicht im Auftrage und mit Wissen Ihres Herrn Gemahls, aber durchaus in meinem eigensten Interesse, und möchte Sie jetzt bitten, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken.“

„Bitte. Ich bin bereit zu hören.“

Ada verbeugte sich leicht und lehnte sich dann zurück. Ihr Herz klopfte in lauten Schlägen, und sie konnte nur schwer ihre Unruhe verbergen.

„Sie sind seit etwa acht Tagen die Gattin Alexander Bentoffs —“ begann Rotshagin — „ich selbst kenne den Fürsten bereits seit mehreren Jahren. Ich schide dies voraus, um Ihnen zu beweisen, daß ich bei allem, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, lediglich das Beste Ihres Herrn Gemahls will. Ich wage sehr, sehr viel, wenn ich Ihnen jetzt Dinge und Tatsachen enthülle, die kein Aneingeweihter erfahren darf; auch daran mögen Sie meine gute Absicht erkennen . . .“ Rotshagin schwieg eine Zeitlang und legte sorgfältig die hellgrauen Lederhandschuhe zusammen, die er soeben von den Händen gestreift hatte. Dann warf er einen flüchtigen Blick zu ihr hinüber und fragte: „Hat Fürst Alexander jemals zu Ihnen von — seiner Vergangenheit gesprochen?“

Bei dieser Frage richtete sich Ada unwillig auf und entgegnete:

„Herr — Rotshagin . . . Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Frage bezwecken. Wenn Sie jedoch gekommen sind, um meinen Mann zu verdächtigen, so will ich nur gleich von vornherein sagen, daß Ihr Besuch zwecklos ist.“

„Keineswegs, Durchlaucht. Ich bin allerdings gekommen, Ihre Liebe zu Alexander Bentoff auf die Probe zu stellen, aber nicht in dem Sinne, den Sie vielleicht annehmen. Ich nehme das nicht nur an, sondern ich weiß es. Er hatte dazu mehr als einen Grund — und nicht zuletzt den, daß eine Enthüllung gewisser Dinge — selbst Ihnen gegenüber — ihn die Freiheit, wenn nicht gar das Leben gekostet hätte.“

Ada fühlte sich immer unbehaglicher in der Gesellschaft dieses rätselhaften Menschen, der mit einer Ruhe und Bestimmtheit sprach, die jeden Widerspruch unmöglich machten.

(Nachdruck verboten.)

„Sie erschrecken mich —“ entgegnete sie deshalb — „Ihre dunklen Andeutungen sind mir völlig unverständlich, und ich erkläre Ihnen deshalb, daß der Prinz bisher noch mit keinem Worte von irgend welchen Geheimnissen gesprochen hat.“

„Ich danke Ihnen für diese Erklärung, Durchlaucht. Ich hatte es auch nicht anders erwartet.“

Ada begann wieder aufzuatmen.

„Ich habe demnach auch nicht nötig, für die Freiheit oder gar für das Leben meines Mannes besorgt zu sein? Sie können mir das versprechen?“

Rotshagin erfaß aus dieser ängstlichen und besorgten Frage, daß Ada den Prinzen wirklich liebte — und nicht nur seinen Fürstentitel oder gar seinen imaginären Reichtum; und diese Wahrnehmung schien ihn außerordentlich zu befriedigen.

„Für jetzt kann ich Ihnen das versprechen, Durchlaucht.“

„Für jetzt . . .?“ Ada erschrak von neuem, „weshalb nicht auch für die Zukunft, für alle Zeit . . .?“

„Ob auch für die Zukunft — das hängt einzig und allein von Ihnen ab; und das ist endlich auch der eigentliche Grund, der mich heute veranlaßte Sie aufzusuchen.“

„Von mir? Aber so sagen Sie mir was ich dazu tun kann, die ich noch immer völlig ahnungslos und ohne jedes Verständnis dem Ganzen gegenüberstehe.“

„Viel — wenn nicht alles, Durchlaucht!“

Rotshagin hatte sich plötzlich erhoben und blieb hochaufgerichtet vor ihr stehen. Mit einem durchdringenden Blick sah er sie an und fuhr fort:

„Sie sind die rechtmäßig angeheiratete Gattin des Fürsten Alexander Bentoff?“

Ada sah erstaunt auf:

„Gewiß. Zweifeln Sie selbst daran?“

Unwille und fast Empörung lag in ihrem Tone. Rotshagin lächelte.

„Keinen Augenblick, Durchlaucht. Ich selbst weiß am besten, wie sehr der Prinz Sie liebt, und wie sehnfüchtig er diese Vereinigung angestrebt hat. Es hat einen langen und schließlich doch erfolgreichen Kampf gekostet, um ihn zum Verzicht auf Sie zu bewegen.“

„Man hat versucht . . .? Aber wer konnte ein Interesse daran haben? Seine Familie vielleicht? Er hat nie davon gesprochen . . . Herr Rotshagin — ich bitte Sie: sagen Sie mir, wer es tat?“

„Ich selbst.“

Es klang fast wie eine Herausforderung; aber das flüchtige Lächeln, das dabei über sein Gesicht glitt, nahm der Entgegnung jede Schärfe.

Noch ehe Ada sich von ihrer Bestürzung frei machen konnte, hatte Rotshagin wieder Platz genommen und fuhr fort:

„Aber lassen Sie mich weiter fragen, Durchlaucht: Sie haben Ihrem Gatten Treue gelobt und sind gewillt, diesen Schwur zu halten — unter jeder Bedingung, Ihr Leben hindurch.“

„Ja.“

Ada sagte es furchtsam und trozig zugleich.

„Sie würden zu ihm halten, auch wenn er eines Tages — Bettelarm vor Ihnen stünde?“

Ada lächelte ein wenig überlegen:

„Auch dann. Aber ich denke, das ist nicht zu befürchten. Der Fürst ist reich . . .“

Rotshagin zog die Augenbrauen in die Höhe:

„Haben Sie diese Tatsache von ihm selbst erfahren?“

„Das allerdings nicht. Ich bin erst seit acht Tagen seine Frau und war bisher nicht so geschmacklos, eine solche Frage an ihn zu richten. Seine ganze Lebensführung läßt es jedoch vermuten; er ist kein Verschwender, aber er tritt seinem Stande

Zeit mei Fraa mer iwwer alles geht,
Loh' ich mer jetzt des Geldschrankischloß
verändern ! ! !

Die Moral vun dere Geschicht is jo nit schwer eraus ze sinne un deshalb halt ich es schun vor besser, mer dhut so zweifelhafte Komplimente stede losse.

Sannphilipp: Wenn mer jo jetzt die Höherdöchtereschul noch um e paar Klasse bereichern un die „Hauswirtschafts- schul“ un die „Studienanstalt“ noch dran hänge, dann werds jo auch uff dem Gebiet besser wern. Unsere Frauen studieren dann Medizin, Pharmazie, Veterinärmedizin und Zahnheilkunde. Vor vun de Advokatur sinn se ausgeschlosse.

Schorf: Deß mag sein gure Grund hawe, dann die dhäte de Staatsanwalt un de ganze Gerichtshof in Grund un Bodden enei redde un womöglich Dauer-Redde halle, welche de stärkste Mann nit ausschalle kennt.

Virreche: Die Zahnheilkunde leiht in dene weibliche Hand am allerbeste uffgehawe, dann die kenne de Zeit am beste uff de Zahn siehle un sich schließlich selbst die Gist- zahn ausziehe, wovon sich doch kaan Zahndoktor herantwage dhut. Außerdem hawe die auch immer schnell eraus gefunne, ob aange e falsch Gebiß odder e echtes hot, selbst wanns bum schwächste Schnorres bedeckt werd. Im lekte Fall sogar am aller- ersichte.

Sannphilipp: Un dann is deß Geschäft als Zahndoktern nach noch lukrativ, dann Zahnweh giebt's immer, selbst bei dene, die nix ze nage un ze beiße hawe.

Schorf: Du dhust mich an ebbes erinnern. Piccolo — bring emol en Deller. So! Hier leg ich e groß Goldstid hin, for die, welche iwwer die Feierdaag nix ze nage un ze beiße hawe. Sieh an, do is auch des Virreche un de Sannphilipp schun mit 20 Emmcher. Deß lob ich mer! Christian! Du bringst des dem Armepfleger bum Bezirk.

Virreche: Un jetzt mache mer Schlup! Christian, hol die Dake. Veggneigte Feierdaag allerseits! Gure! ! ! Rotun.

Einst und Jetzt.

Wiesbadener Pfarrei.

Zeit 1816 regte sich das Bedürfnis nach einer Pfarrkirche zu Wiesbaden, die wenigen Katholiken Wiesbadens pfarren 1801 bis 1816 nach Frauenstein. Jetzt hat die Stadt zwei katholische Pfarrkirchen und die Erbauung einer dritten ist im Gange. 1901 konnte die Stadt eine Expositur zu Dohheim gründen. Lange noch erinnerte sich die frühere Tochtergemeinde Wiesbaden ihrer Mutterkirche Frauenstein, das zeigte sich auch 1850. Der verstorbene Bürgermeister Josef Wöhr zu Frauenstein, ein eifriger Sammler auf geschichtlichem Gebiet, hinterließ in seinem Hausmanual folgenden Eintrag: „Am 26ten Mai 1850 auf einen Sonntag (war auf das Kirchweihfest) machte der H. Pfarrer Aues in dem Amte bekannt, daß der H. Decan Petmedy in Wiesbaden durch ein Schreiben uns einlade (die Frauensteiner), Donnerstags, den 30ten Mai als am Frohnleichnamsfeste Antheil zu nehmen an der ersten Frohnleichnamspzession zu Wiesbaden und dieselbe dadurch zu verherrlichen; es sei auch billig, daß wir hingehen, weil Wiesbaden früher eine Filiale von Frauenstein gewesen sei und die nächste katholische Gemeinde sei.“ Den Donnerstags, 30. Mai, wurde nun morgens, wie es verkündigt war, das Amt gehalten, worauf unter einer einhalbstündigen Fast die Prozession etwa um 6 Uhr unter Gesang aus der Kirche auszog bis eine Straße Wegs vor das Dorf. Die Prozession zählte ungefähr 400—500 Menschen. Sie hatte die drei Fahnen und das Kreuz und die zwei roten Fahnen wurden vor der Prozession und die blaue Fahne in der Mitte der Prozession getragen. Der Pfarrer hatte einen Chorrod, Kragen und Stola an und hatte mehrere Mesbediener. Die Prozession sang durch Dohheim das Lied: „Gott Vater sei gepriesen“ etc. Nr. 335 des Gesangbuchs. Alle Fenster und Straßen waren voll Neugieriger, denn eine solche Prozession zog wahrscheinlich noch nie durch Dohheim. Vor Dohheim bräuhren gegen Wiesbaden stand der erste Lehrer mit den größeren Schulknaben in einer Reihe.

Unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Gesang Nr. 335 unter Abholung mit Kreuz und Fahnen zogen wir in die Stadt und Kirche ein, wo das Hochamt schon begangen (begonnen?) hatte. Nach demselben zog die Prozession aus. Zuerst kam die Frauensteiner und dann die Wiesbadener Prozession. Die Frauensteiner war beinahe so groß wie die Wiesbadener. Letztere wurde von einem Spalier Soldaten und mit der Artillerie und Regimentsmusik begleitet unter dem Donner von Böller, welche von den Kanonieren bedient wurden. Unter dem Hochamte waren auch Soldatenpalatze in der Kirche aufgestellt, welche Parade machten. Nachdem die Prozession ihren Umzug geendet hatte, machte die Frauensteiner ein wenig Rast, worauf sie dem Nachmittagsgottesdienst beizuhören und nach Beendi-

gung desselben zog sie unter dem Geläute der Glocken, unter dem Donner der Böller und unter dem Gesang: „Großer Gott“ etc. begleitet bis vor die Stadt mit Kreuz, Fahnen und der Geistlichkeit wieder in schönster Ordnung nach Haus. Durch Dohheim sangen wir das Lied: „Kommt und lobet ohne End“ etc. Nr. 369, wo alle Fenster und Straßen wiederum voll Neugieriger waren. Es mochte ungefähr 5 Uhr nachmittags gewesen sein, als wir unter dem Geläute der Glocken und dem Gesang: „Großer Gott“ etc. in Frauenstein und in der Kirche einzogen, woselbst der Pfarrer den Segen gab und diese Feierlichkeit hiermit zu Ende war. Es gefiel dieser Prozessionsbesuch den Wiesbadener Katholiken außerordentlich. Den folgenden Sonntag hielten wir zu Frauenstein die Frohnleichnamspzession.“ R

Am Rhein entlang.

Arnold Koch aus Caub. Zu den Männern, welche Caub ihren Geburtsort nannten, und im gesellschaftlichen Leben eine Bedeutung erlangten, zählt Arnold Koch, nach Sitte seiner Zeit latinisiert Obopaeus genannt, ein angesehener Rechtsprofessor zu Heidelberg. Er war etwa 1525 geboren und wurde am 28. April 1539 als Arnoldus Obopaeus Cubensis Trierer Bistums in die Heidelberger Stammrolle der Hochschule eingeschrieben. Nachdem er die Vorschule als Artist mitgemacht, wurde er am 5. Mai 1542 Studiosus der Rechte. Das berichtet Toeple in einer Ausgabe der Heidelberger Matrikel II S. 487. Unter dem Decan der Artistenfakultät M. Wendelin Sprenger und dem Regens M. Lucas Schrottehsen wurde Koch am 25. Februar 1542 Magister der Realisten zu Heidelberg. In Gegenwart des Dr. Johann Emphinger wurde er unter dem Dr. Sebastian Hugelinus Vizkanzler der Heidelberger Hochschule, als Magister auch am 13. August 1548 Vizentiat der Rechte. Koch scheint trotzdem bereits 1542 Vorlesungen über Künste gehalten zu haben, wurde aber mit der Ernennung zum Vizentiaten erst Professor der Rechte, als welcher er am 20. Dezember, dem Vorfeste von St. Thomastag, 1548 Decan der Artistenfakultät wurde. Seit 1550 Februar bekleidete er die Würde eines pfalzgräflichen Protokollars. Als Professor der Rechte erteilte er am 20. August 1549 einigen Studenten die Magisterwürde. Was ihn veranlaßte, sein Lehramt aufzugeben und nach Caub zu ziehen, ist nicht bekannt. Hochverdiert um die Heidelberger Hochschule, namentlich die Artistenfakultät, starb Koch zu Caub am 30. Juli 1559.

Der Minnesänger Friedrich von Ahmannshausen 1190. Die Heimat des Minnesängers Friedrich von Hausen ward bisher in der Burg Hufen im Elsaß (zerstört 1428), in Ahmannshausen bei Schwefingen oder im Donautal gesucht, nach den neuesten Feststellungen ist jedoch Ahmannshausen, in Artunden vielsach Hufen genannt, seine Heimat und Friedrich wäre einer der wenigen bekannten mitteldeutschen Minnesänger oder Sängers der Liebe. Er stammte aus dem edlen Geschlecht der von Hausen, begleitete 1190 etwa den Kaiser Friedrich I. den Rothbart auf dessen Kreuzzug und zeichnete sich im Heer des Kaisers durch Mut aus, war in dem Treffen von Philomelium einer der Vordenker im Kampfe und richtete große Verheerung unter den Sarazenen an. Als er sich zu sehr vorwagte, stürzte sein Hof beim Uebersehen eines Grabens und erdrückte im Fall seinen Herrn am Montag nach Auffahrt (Christentag) 1190. Große Trauer herrschte im christlichen Heer ob Friedrichs Tod. Seine Leiche ward in Palästina beerdigt. Friedrich war auch 15 Jahre vor seinem Tod mit dem Kaiser in Italien. Von dem Rhein als seiner Heimat, von Erler spricht er in seinen Liedern. Dieses und die Einführung der französischen Kunstichtung, die er am Niederrhein kennen gelernt, und die deutsche Lyrik sprechen für Friedrichs Herkunft vom Rhein. Seine Weisen sind trotzdem sehr einfach, aber nicht gerade volkstümlich im Bau, da die höfische Kunstichtung überall durchblut, wozu Friedrich als Edler auch Standesneigung hatte. Er ahnte dem Heinrich von Veldelin in der Affonanz und dem Reim nach. Von ihm sind nur wenige Dichtungen auf uns gekommen. Die Heidelberger Liederhandschrift bietet Friedrichs Wappen: „einen schwarzen Widder im weißen Feld als Beigabe zu dessen Dichtungen.“

Unter dem Löwenschild.

Oberjosbach im Taunus. Zur Pfarrei Schloßborn gehörte als Tochtergemeinde bis 1196 auch das nahe Oberjosbach bei Niedernhausen. In diesem Jahr ward dasselbe als zu entlegen für die Seelsorge abgetrennt und zur eigenen Kaplanei erhoben. Erzbischof Conrad I. von Mainz beurkundete, daß Oberjosbach an Volkszahl und Besitz so zunahm, daß die Bewohner gegen sonstige Gewohnheit seit langen Jahren in ihrem Ort selbst taufen und begraben. Dagegen hätten sich die von Schloßborn mit Unrecht beschwert. Der Gemeinde Oberjosbach ward nun bestätigt, in ihrer Kirche Taufe, Begräbnis und Synoden wie zu Schloßborn zu halten, dagegen zur Abhaltung der Litaneien noch Schloßborn und Josbach abwechselnd zu besuchen. Als Stifter der Kirche zu Oberjosbach wird in der Urkunde Siegfried Probst von St. Peter zu Mainz bezeichnet. Der Priester, den dieser bestätigte, sollte zu Oberjosbach seinen Sitz haben. R

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers,
Konrad Reybold in Wiesbaden.

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Christian (de Wert): Los Piccolo! Dalli, dalli. Esische geeilt un die Baam unner die Arm gepackt, damit der Christbaam fertig werd bis die Kumpähren komme.

Piccolo: Ach ja so! Heit is jo de letzte Stammtisch vor de Feierdaag un do solle die Stammgäst aach ihr Weihnachtsfreib have. Dem Hannphilipp sollt mer eigentlich e Kästche Briefboge mit „Vergif-meinnicht“ unner de Baam lege, damit er zu seine liebeblühende Brief an das Marieche in Bierstadt laan Geschäftspapiern ze verwenne braucht.

Christian: Dhuste dich widder um Sache bekümmern, die dich vun rechtswege laan Dreck aangehn. Deß wern aach Geschäftsbrief sein, die der Hannphilipp dem Marieche ze schreibe hot.

Piccolo: Na, na — ich waach ganz gewiß, — — Alu mente hot er noch laa ze bezahle, deß kummt erscht später, wann

Christian: Jetzt schlägts aver dreizehn! So en Dreiläsehoch — — so en Krawattesteppes — — noch nit trocke hinner de Ohren. Wenn mer dich jo nah macht un leht dich ins Bett, so meenste jo, du werst etwe erscht uff die Welt komme, un schwächt do vun Elemente un wer waach was noch. Daß ich nit lache!

Telephon: Rrrt! rrrrrt! rrrrrrrt!

Piccolo: Herr Wert, do zappelt aaner an de „Quaselschtrippel“

Christian: Ja, wer is dort? — Ah, gure Fraa Lisbeth! — Na, deß Birreche is noch nit do! — So so, en neie Lavalbeitel for de Stammtisch soll er have. Deß werd e Wegniege sei. De alt Struppbeitel is aach artig abgegriffe. Also — ich lossen sofort abhole. Gure, Fraa Lisbeth! Wegniegte Feierdaag!

Piccolo: Also aan Geschenk hätte mer schon: hoffentlich werd aa chmeins nit begeffe. Awer for gewöhnlich übersehe die Kumpähren deß Sprichwort: „Wohlgetun un mitgeteile“, so deß weniger aanständige: „Düßgetun un dünngeteile“, so daß aach noch die minimste Hoffnungen bitter enttäuscht wern.

Telephon: Rrrt! rrrrrt! rrrrrrrt!

Christian: Hier de Wert! Wer dort? — Ah, gure Fraa Hannphilipp. Was steht ze Dienste? — Ja, de Baam werd etwe gebuht wie e Hochzeitem. — Deß wolle mer drunner lege. Also e Eihlisse mit de Uffschrift „Nor e Vertelstindche!“ Deß is awer e Geschäftsschädigung. — Wie meene Se? — Ja, ja, er bleibt schon ohnedies länger hode, gure, Fraa Hannphilipp!

Piccolo: For den Don Juan von Hannphilipp hätt sich aach en Bußgertel besser gebuht. Jetzt werd er aach noch behätschelt. Awer so sinn die Weimer un deshalb geschieht es en aach recht, wann se

Telephon: Rrrt! rrrrrt! rrrrrrrt!

Christian: Jetzt heert sich awer die Gemeinlichkeit uff. Mer meent jo, deß wär die Delephonzentrale vum Hauptpostamt. Was is denn los? — Wie, was meene Se vum Pöflichkeit? — Wer is denn dort??? — E diskret Langelegenheit! ich have mit Weibseid laan diskrete Umständ. — Ah so, mit dem Schorsch ah so! Gewiß, mei Freileinche, werd gut besorgt. Also Se schide die Sache her un ich solls unner de Baam lege. Un vun wem soll ich en Gruß bestelle??? Oaa? — Ich wär neugierig! Awer laa Spur. Freileinche, sein Se noch dort? — Geh, Freileinche ! 's hot geschnappt! Nix ze mache — schäd drum.

Piccolo (singt): Ja, das Studium der Weimer ist schwer ! Na, do hätte mer jo jetzt de ganze Krempelmarkt beisamme. Ujeh, da komme aach die Herrn schon!

Birreche: Gure, Christian! Deß hoste awer wirre prächig gemacht! Festglanz am Stammtisch. Du bist doch en Gemeinmens. Also gude mer uns emol die Bescherung aan. Du Hannphilipp, dei Fraa stichelt nit schlecht. Un de Schorsch hot sein Bädelsche jo diskret eingepackt. Un e Meedche hot die Adress geschreiwene. Deß läßt dieß blide.

Hannphilipp: Deß bestätigt nor, wah mer schon lang munkele heert un wah die Späße vun de Dächer peife, daß nämlich de Schorsch laa Junggesellesteier bezahle wollt. Bad nor emol aus Schorsch.

Schorch: Na, ja, do have mer jo die Bescherung. Es Pfefferkuchehertz. Un aach en Versch debei. O jerum, horcht nor:

„Die Liewe is e sieches Ding
Ich schädh dei Liewe nit gering,
Noch willste sieherich noch besuche,
Dann heiß in diesen Pfefferkuchel!“

Birreche: Hahahah, deß Mädel hot Wit. Do dhät ich gwaamol aanbeize Schorsch. Am Pfefferkuchehertz un aach an dem Mädel.

Hannphilipp: Es will mer scheine, als ob de Schorsch uff den Köder schon aangebisse hätt un jetzt schon an de Bein zappelt.

Schorch: Mir sinn die Weimer noch wie vor „Lust!“ Un domit basta!!

Birreche: Unser Zukunft leht jo allerdings in de Luft un zwar so stark im Wind, daß die Ballon schon ohne Mann un Maus dorchgehn.

Hannphilipp: Awer der Ballon hot sich dann in Merzenfriß de richtige Landungsplatz ausgesucht, als ob er sage wollt: „Mer der, Friß, en Ballon un aach die Zeit losse sich laan blaue Keivel vormache. Un iwerhaapt un so! Wersch waach, werds wisse!“

Schorch: So meecht mer aver aach als emol dorch die Rappe gehn, wie der Ballon. De Kenig vun Amerika, de Onkel Teddy Roosevelt hots ja ähnlich gemacht. Er hot sei Stell gelindigt un geht uff die Löwejagd. Un do dritwer werd er später e Buch schreibe unner dem Titel: „Ich kann schieße!“

Birreche: Wann er denn später emol Zeit hot, schreibt er velleicht aach e Buch: „Ich wollt regiern!“ un bezählt dann, wie erscht fertig gebrocht hot, die Amerikaner und Japanese unner aan Hut ze bringe.

Hannphilipp: Mer have jo erscht do die Daag erlebt, was all for Bücher uff de Weihnachtstisch fliege. Wenn ich nit so vill mit meine Rewebeschäftigung un sunstige Liebhaberie — („Marieche vun Bierstadt“ pischt de Piccolo —) ze dhun hätt, dann hätt ich e scheen Buch iwwer deß Jahr 1908 geschreiwene, mit de Uffschrift uff dem Titelblatt: „Ich könnt mich dotlache!“

Schorch: Jedenfalls soll deß dann noch beziehnte Muster gemacht wern, etwa wie deß „Marrenschiff“ vun unserm alte Nachbar „Meenzer“.

Birreche: Ich schwärme iwerhaapt nit for Bücher diesjahr, ich hätt schon lieber en Brillantring mit Dornburgbrillante, die der Minister im Wiesfestaad gefunne hot.

Hannphilipp: Deß wär schließlich deß ganze Brillante im ganze Jahr gewese, hoffentlich sinn die Brillante nit so falsch als wie dem Franzose Lemonier seine.

Schorch: Wann ich emol e schneiderig-zuderig Meedche hab, deß mer iwwer alles geht, dann solls aach en Brillantring have, un zwar laa Lemonier-Brillante.

Birreche: Wenn aam die Weimer iwwer alles gehn, is deß e zweifelhaft Geschicht. Heert nor zu:

„Weil mei Fraa mer iwwer alles geht,
Schent ich ihr viel an Schmutz“

gemüth auf; und man erzählte sich feinerzeit in Berlin, daß er ausgedehnte Besitzungen in Rußland habe . . .

Bei ihren letzten Worten hatte sich Kotshagin leicht vorgebeugt und unterbroch sie nun mit einem sonderbaren Lächeln:

„Durchlaucht — ich muß Ihnen einen schönen Wahn rauben . . .“

„Was heißt das?“

„Diese ausgedehnten Besitzungen des Fürsten liegen im — Monde . . .“

Ada starrte den Sprecher verständnislos an:

„Aber das ist . . . Und sein Titel . . .?“

„Kommt ihm mit vollem Recht zu.“

„Ohne Land und Leute . . .?“

„Fürst Alexander Wentoff besitzt allerdings — wenigstens dem Namen nach noch — ein paar elende, verwahrloste Lehnshütten, in denen dreißig bis vierzig ebenso elende und verwahrloste Bauern hausen.“

„Und sein Privatvermögen . . .?“

„ . . . liegt in ihm selber: in seiner schlanken, aristokratischen Figur, in seinem klangvollen Namen und Titel, in seinem tadellosen Auftreten, seiner weltmännischen Sicherheit, vor der sich ihm jedes Haus öffnet — auch das des Reichsten und Vornehmsten . . . und schließlich in seinem Scharfblick und seinen gesunden, stählernen Nerven, die hoffentlich noch nicht so bald versagen werden . . .“

Ada versuchte sich gegen eine solche Möglichkeit zu wehren:

„Nein, nein. Das kann nicht sein! Sie wollen mich auf die Probe stellen. Ich will es nicht glauben. Woher sollte er trotzdem die Mittel nehmen? Wer gibt ihm auch nur einen Pfennig für alles das, was Sie soeben erwähnt!“

„Sie haben Recht, gnädige Frau. Ich spreche auch nicht vom „geben“ . . . ich spreche vom — „nehmen“ . . .“

Unbeirrt hatte Kotshagin das Wort ausgesprochen und wartete nun die Wirkung ab.

Im selben Augenblick hatte Ada begriffen. Empört sprang sie auf und entgegnete:

„Schweigen Sie! Ich kann und will nicht länger mit anhören, daß Sie den Fürsten beschimpfen. Ich weiß nicht, welche Gründe Sie haben, ihn zu verdächtigen und zu beleidigen, ihn einen — Schwindler und Betrüger — oder was Sie sonst noch damit sagen wollen — zu nennen . . . Meine Geduld ist zu Ende. Ich bitte Sie, mich zu verlassen“ . . .

„In wenigen Minuten, gnädige Frau, werde ich Ihrem Wunsch nachkommen —“ Kotshagin blieb unerschütterlich. — „Ich begreife Ihre augenblickliche Erregung. Aber schließlich werden Sie sich wohl an den Gedanken gewöhnen müssen. Ihr Herr Gemahl wird Ihnen bestätigen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe — Wort für Wort; und er wird mir dankbar sein dafür, daß ich es getan habe. Ich allein konnte und — durfte das Band lösen, das bisher die Lippen des Fürsten verschloß, und da Sie nun einmal seine Gattin geworden sind, mußte ich es auch tun, — aus Klugheit. Wollte ich oder Prinz Alexander Ihnen jetzt noch länger die Wahrheit verschweigen, so hätten wir täglich und stündlich zu befürchten, daß Sie selbst, Durchlaucht, uns wider Ihren Willen durch eine unbedachte Aeußerung, die Sie aus Unkenntnis tun könnten, durch einen unglückseligen Zufall in die größte Gefahr bringen. Erlassen Sie es mir, Ihnen eingehender und mit klaren, nüchternen Worten zu berichten, womit der Fürst sich seinen Lebensunterhalt verdient. Sie können das alles von ihm selbst am besten erfahren. Bei zweitem wichtiger ist mir die Erfüllung einer Bitte, die ich nunmehr an Sie richten will: Der Fürst will — fahnenflüchtig werden. Das ist nicht nur eine Vermutung von mir; er hat es mir selbst gestanden, obwohl er weiß, welche schwerwiegenden Folgen dies für ihn haben kann. Und deshalb bitte ich Sie: rufen Sie ihn zu seiner Pflicht zurück!“ — Kotshagin nahm plötzlich einen Ton unerschütterlicher Festigkeit an — „jajwohl, zu seiner Pflicht, die er förmlich und mit einem Eide auf sich genommen hat . . .“ er schwieg und schien ihr Zeit zu einer Antwort geben zu wollen.

Ada aber wollte ihm noch immer nicht Glauben schenken. Sie ahnte die Wahrheit; und dennoch empörte sich ihr ganzes Inneres gegen einen solchen Gedanken und gegen die Zumutung, die an sie gestellt wurde.

Abweisend entgegnete sie deshalb:

„Herr Kotshagin! Ich kann und will noch immer nicht an das glauben, was Sie mir sagen; und nur daraus mögen Sie sich die Ruhe erklären, mit der ich Ihnen antworte. Es wäre meine Pflicht, Sie keine Minute länger anzuhören. Aber ich liebe Sascha und will es in seinem Interesse dennoch tun. Nehmen wir also an, Sie hätten die Wahrheit gesprochen, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich alles aufbieten würde, um den Fürsten Ihren — gefährlichen Armen zu entreißen. Mögen diese unlauteren Süßquellen versiegen: wir werden dennoch Mittel und Wege finden . . .“

Ein Lächeln Kotshagins unterbroch sie:

„Durchlaucht, es ist traurig — Betteln zu müssen . . .“

„Wer spricht davon?“

„Ich selbst. Ich kann Ihnen diese Alternative nicht ersparen.“

„Nun gut. Selbst das bescheidenste Leben würde ich eher zu ertragen wissen, als den Gedanken, daß Alexander Wentoff kein Ehrenmann mehr ist, daß er ein Verbrecher sein sollte.“

„Frau Kommerzienrat Ada Heimer dachte anders darüber.“

Ada fuhr auf.

„Mein Herr! Sie wagen viel. Was wissen Sie von Ada Heimer?“

Kotshagin sah ihr ruhig ins Gesicht:

„Daß selbst die glänzenden Einnahmen eines großen, blühenden Geschäftshauses auf die Dauer nicht imstande waren, Ihre Ansprüche zu befriedigen. Frau Ada Heimer war eine schöne Frau, die das Leben liebte mit seinem Glanze und all seiner schimmernden Pracht. Die Fürstin Wentoff ist — wenn dies möglich wäre — noch schöner geworden: sollte deshalb nicht auch ihre Lebensfreudigkeit noch gewachsen sein . . .?“

Ada fühlte, wie jeder Nerv in ihr bebte. Der Versuch hatte jene Versicherungsförmel gewählt, der gegenüber sie machtlos war. Und dennoch wollte sie widerstehen. Die Frau eines Verbrechers? Nein. Dieser entsetzliche Gedanke, dieses entehrende Bewußtsein war selbst mit dem Fürstentitel zu gering bezahlt.

Sie dachte an die ihr zu Gebote stehenden Mittel: Von den hunderttausend Mark hatte sie bisher nur einen geringen Teil verbraucht; in zwei oder drei Jahren würde ihr auch ein Teil der Geschäftseinnahmen wieder zu Gebote stehen . . .

Fast erleichtert atmete sie auf.

„Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, Herr Kotshagin?“

Leo Kotshagin, der den Sieg schon in Händen zu haben glaubte, stuhl heim Ton dieser Frage. Aber dann beruhigte er sich sofort wieder. Man mußte ihr Zeit und Ruhe zum Ueberlegen lassen.

„Sonst wüßte ich nichts, Durchlaucht,“ er erhob sich — „es sei denn: Ihnen die Versicherung zu geben, daß Leo Kotshagin in allen Dingen bereitwilligst und zu jeder Zeit zu Ihrer Verfügung steht . . .“ er machte eine tiefe und zeremonielle Verbeugung — „erlauben Sie nunmehr, daß ich mich Ihnen ganz gehorsamt empfehle . . .“

Ada neigte herablassend den Kopf und geleitete ihn einige Schritte bis zur Tür.

Dann war sie wieder allein . . .

Kraftlos ließ sie sich in einen Sessel fallen und starrte vor sich nieder. Sie hatte das Gefühl, als sei sie aus einem langen, schweren Fiebertraum erwacht und müsse nun erst wieder ihre Gedanken sammeln, um Fieberphantasien und Wirklichkeit voneinander zu trennen.

Und in dieser qualvollen Stunde rang sich endlich der Rest gesunden Empfindens, den Eitelkeit, Genußsucht und das krankhafte, unbezähmbare Verlangen nach eitlem Glanz und nicht geringer Pracht Jahre hindurch in ihr unterdrückt hatten, wieder in ihr durch.

Wachte das Unglaubliche, das Unerhörte Wahrheit sein: sie liebte Wentoff und sie würde ihn retten — um jeden Preis.

Zwei Stunden später stand der Fürst vor ihr. Sie hatte alle Kraft zusammengenommen, um ihn ruhig und freundlich zu empfangen. Sie wollte ihm das Demütigende eines langen, eingehenden Geständnisses ersparen. Nur mit einem Worte sollte er ihr bestätigen, daß Kotshagin die Wahrheit gesprochen; und dann würde sie ihm verzeihen — ohne ein Wort des Vorwurfs.

Mit gesenktem Haupte war Alexander Wentoff in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und wagte es nicht einmal, seine Frau anzusehen.

Da fragte Ada — leise und zögernd:

„Du weißt, daß Leo Kotshagin soeben bei mir war?“

Wentoff nickte und entgegnete dumpf:

„Ich hörte es soeben von ihm.“

Dann schwieg er wieder.

Nun fand Ada doch nicht Kraft genug, die schwere, entscheidende Frage an ihn zu stellen.

Ganz leise und mehr zu sich selbst sagte sie mir die Worte, die er bereits einmal von ihr gehört hatte:

„Sascha . . . armer, lieber Sascha . . .!“

Und Alexander Wentoff, der Mann mit den Nerven von Stahl und Eisen, der jeder Situation bisher gewachsen war, der jeder Gefahr ruhig und kaltblütig ins Auge gesehen hatte — Prinz Alexander, der Bollblutaristokrat und — Genosse von Verbrechern, der bisher keine Schwäche und keine Nüchternheit gekannt hatte, er schrie auf und warf sich aufs Knie nieder vor seiner Frau, indem er hilflos die Arme nach ihr ausstreckte.